Ortwin Driedger erzählt vom Gemeindeleben in Heubuden

Also, über das Gemeindeleben in Heubuden [Johannes war Mitglied und Prediger dieser Mennonitengemeinde in Westpreußen]. Das habe ich ja nur erlebt von – naja geboren bin ich 1935 und die Flucht war am 24. Januar1945 – da war ich neun Jahre alt. Ich kann also das Gemeindeleben nur beschreiben aus der Zeit, wie es ein bis zu Neunjähriger erlebt hat. Gottesdienst war in Heubuden grundsätzlich jeden Sonntag und wir sind auch meistens nach Heubuden in die Kirche gefahren. Zuerst mit dem Auto, nachher im Krieg mit Pferd und Wagen. Mit Pferd und Wagen mussten wir denn über Feldwege fahren, wenn wir einen möglichst kurzen Weg haben wollten. Und wenn die Wege zu dreckig waren und wir auch nicht „Chaussee rum“ [im Sinne von um die Straßen herum] - haben wir immer gesagt - über Straßen fahren wollten, wo der Weg mindestens doppelt weit war, da sind wir auch zu Hause geblieben. Wenn wir aber nicht in die Kirche gefahren sind, haben wir uns in die Eckstube gesetzt, als Familie, und denn wurde eine Predigt vorgelesen und es wurde auch gesungen.

Die Gemeinde Heubuden war in Westpreußen die größte Mennonitengemeinde. Im großen Werder, im Freistaat Danzig, gab es noch die Mennonitengemeinden Fürstenwerder, Rosenort, Tiegenhagen. Und von den Gemeinden war die Gemeinde Heubuden - das war ja eigentlich die Mennonitengemeinde Heubuden-Marienburg, die größte, mit ungefähr 1.500 Mitgliedern.

Die denn allerdings, soweit ich das erleben konnte, bis zum Anfang des Krieges 1939 wohnten die Gemeindeglieder in drei Ländern: einmal in Ostpreußen, weil Marienburg auch zu Ostpreußen gehört hatte, Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Westpreußen [Deutsches Reich]; wir im Freistaat Danzig; und denn gab es auch noch einige Gemeindeglieder, die in Dirschau [Polen] gewohnt haben,in Czattkau bei Dirschau. Am Anfang waren auch noch Gottesdienste in sogenannten „ Außenbezir-ken“. Ein Außenbezirk war Wernersdorf, ein anderer Außenbezirk war Lesewitz. Ich weiß nicht, wo noch – in Montau auch noch. Aber nachher im Krieg waren eben nur noch Gottesdienste in Heubuden und in Marienburg, aber dort nicht jeden Sonntag.

Die Kirche war immer ziemlich voll und es kamen denn viele mit Pferd und Wagen. Da war vor der Kirche ein großer Hof und da standen die Fuhrwerke in vier Reihen aufgestellt. In der Kirche saßen die Frauen unten und die Männer oben. Und die Mädchen saßen unten bei den Frauen und die Buben oben bei den Männern, aber immer in der vordersten Reihe. Hinter uns saß immer unser Vater, und der hat uns immer – die Bänke, wo die Älteren gesessen haben, hatten Lehnen, aber die vorderen Bänke, wo die Kinder, die Jungens gesessen haben, wir hatten keine Lehnen – bei der Heimfahrt vorgehalten, dass wir da vorne krumm gesessen hätten.

Eine wichtige Einrichtung war auf dem Vorhof das sogenannte „Mantelhaus“. Da haben die Männer ihre Pelzmäntel oder ihre Mäntel abgelegt und sind denn kurze Zeit durch‘s Gelände – das waren vielleicht 20 Meter – bis zur einen der zwei Kirchentüren und denn in die Kirche ohne Mantel gegangen. Dieses Mantelhaus, das war eine wichtige Einrichtung für die Leute, die etwas vor 10:00 Uhr, also vor Kirchenbeginn, in der Kirche waren, die haben denn im Mantelhaus Landwirtschaft betrieben. Haben sich erzählt, was sie alles gemacht hätten, schon auf dem Feld und so weiter – und nach der Kirche genauso. Da hat‘s manchmal mindestens eine halbe Stunde gedauert, bis wir denn endlich mal nach Hause fuhren, weil im Mantelhaus noch so vieles besprochen werden musste.

Ja, und denn gehörte natürlich auch zu jedem Kirchgang ein Gang über den Friedhof, der war gleich anschließend an der Kirche. Und dort waren in einem Grab auch zwei meiner Geschwister, also ein älterer Bruder und eine jüngere Schwester, die kurz nach der Geburt gestorben waren. Die waren dort begraben, im gleichen Grab. Und denn fing irgendwann mal so kurz vor 10 Uhr die Orgel an zu spielen, und das hörten wir auf dem Friedhof. Da haben wir gesagt: „Oh, jetzt müssen wir reingehen, jetzt fängt gleich die Kirche an“. Einer der Organisten war mein Großonkel, der Bruder meines Großvaters Julius Driedger, der Abraham Driedger [Onkel von Johannes], der hat oft die Orgel gespielt, aber das war ein langes Vorspiel. Als wir drin waren, wurde das erste Lied gesungen. Da wurde ein möglichst langes Lied ausgesucht, mindestens zehn Strophen, und die wurden auch alle gesungen, damit am Ende des Liedes tatsächlich alle vom Friedhof die Kirche erreicht hatten, sodass die Andacht beginnen konnte.

Ja und denn gab es da in der Kirche auch ein sogenanntes „Obenstübchen“. Da haben sich denn die Prediger und Diakone vor der Kirche versammelt, und die sind am Anfang des Gottesdienstes als Gruppe reingekommen und haben sich auf ihre Plätze gesetzt. Die Prediger auf die eine Seite der Kanzel und die Diakone auf die andere Seite der Kanzel. Der Prediger hatte seinen Stuhl direkt auf der Kanzel. Ja, da haben wir der Predigt zugehört und denn sind wir wieder nach Hause gegangen. Das war denn so das Gemeindeleben.

Es wurde viel, viel besucht und es kannte also jeder jeden, obwohl der Umkreis doch ziemlich groß war, von den Leuten, die zu der Gemeinde gehörten.